



Ermländisches

Kirchenblatt

herausgegeben im Auftrage d. Bischof. Ordinariats zu Frauenburg.

✠ Bistumsblatt der Diözese Ermland ✠



Nr. 18 / 9. Jahrgang

Ausgabe für Elbing und Umgegend

Elbing, 5. Mai 1940.

Himmel und Erde huldigen dir!

Wenn der Blütenmonat Mai seinen Einzug hält, und die Natur sich mit der ganzen Pracht des Frühlings schmückt, dann singt es auch im Menschenherzen. Die Freude über die beglückende Schönheit der Schöpfung sucht sich kundzutun und dem Schöpfer zu huldigen.

Diese naturverbundene Frühlingsfreude hat im katholischen Leben eine der schönsten Formen der Marienverehrung hervorge-

bracht: die Maiandacht. Bezwingen von der Erkenntnis, der sich kein gottzugewandtes Herz verschließen kann, daß Gottes Schöpferkraft sich in keinem seiner Werke herrlicher geoffenbart hat als in der reinsten der Jungfrauen und seligsten aller Erdenmütter, in Maria, hat sich die Volksfrömmigkeit die Maiandacht geschaffen, die der heiligen Freude über die Krone der Schöpfung Ausdruck geben will. Das gleiche Gefühl, das die Christenherzen erfüllt, wenn sie beim Erklängen der Avegloden zu Gott erheben und der Mitwirkung Mariens am Erlösungswerk ihres göttlichen Schöpfungsgedankens gedenken, das einen Tag jeder Woche, den Sonnabend, zu einer Weihgabe an Maria erhob, hat den schönsten Monat des Jahres der Mutter des Herrn gewidmet und mit den schönsten Blüten des Gottes- und Marienpreises reichlich geschmückt.

Jahr für Jahr zieht die Maiandacht mit unwiderstehlicher Gewalt die gläubigen Herzen in ihren Bann. Wohin auch immer das Leben mit seinen Forderungen den Menschen treibt: Ist der Mai ins Land gekommen, dann lenkt der katholische Christ seine Schritte zum Gotteshaus in die Nähe des Marienaltars, um aus vollem Herzen Gottes und Mariens Lob zu singen. Und wenn die Gemeinde am Maiabend versammelt ist, dann ist sie — heute mehr denn je — unsichtbarer Weise umgeben von den vielen, die zwar körperlich fern, mit den Herzen aber desto inniger mit ihr vereint sind. Und wenn dann am Schluß der Maiandacht die Gemeinde sich erhebt, um den „Engel des Herrn“ zu beten, wenn sie niederkniet, um dem Gottessohn im Sakrament zu huldigen und seinen Segen mit nach Hause zu nehmen, dann weiß sie, daß viele draußen im Geiste mit ihr das gleiche tun.

Die außergewöhnliche Anziehungskraft der Maiandacht wurzelt ebenso in ihrer Gestaltung wie in ihrem Wesen. In ihr kommt die ganze Wärme und Innigkeit der Marienverehrung zum Ausdruck. Ehrenpflicht ist es, den Altar der Maienkönigin mit den schönsten Blumen zu zieren, die der Frühling bringt. Die feinsten aller Viesungen, werden bei der Maiandacht gesungen. Wesentlich aber als alle noch so anziehende Neugierlichkeit ist jener Teil der Maiandacht, der den Gläubigen in betrachtender Art allabendlich eines der Blätter aus dem Lebensbuche der Gottesmutter entrollt und mit Eindringlichkeit uns allen vor Augen führt, daß die wahre Verehrung Mariens in der getreulichen Nachahmung ihres göttlichen Lebens und ihrer rückhaltlosen Hingabe an Gott besteht. In diesem Teil der Maiandacht kommt dem katholischen Christen der ganze Reichtum seines Glaubens zum Bewußtsein. Die Frauen und Mütter, die Hüterinnen des Lebens, haben an Maria das größte aller Vorbilder. Der Marienaltar ist der Ort, an dem sie alle ihre Sorgen und Nöte zur Sprache bringen können. Der christliche Mann und Vater besieht in der Marienverehrung das Unterpand häuslichen Familien Glücks. Und vor der Frauend steht die jungfräuliche Gottesmutter im Strahlensalanz ihrer Reinheit als sprechender Beweis für die wunderbare Erhebung, die ein Erdensdasein durch die rückhaltlose Hingabe an Gott erfahren kann.

Die Maiandacht, so stark sie das religiöse Gefühl der katholischen Christen anspricht, enthält keine Verwischung der Grenzen und Werte in der Gottes- und Marienverehrung. So prächtig auch der Marienaltar ausschmückt, ein mag, nicht er ist der Mittelpunkt des Gotteshauses, sondern der im Sakrament verborgene Gott. Mit der feierlichen Huldigung vor Christus dem Herrn wird die Maiandacht eröffnet und beschlossen, und non allen Gebeten um Mariens Fürbitte hat keines einen anderen Inhalt als den, der sich aus dem klaren Sinn der katholischen Glaubenslehre ergibt. Der katholische Christ sieht sich durch die Maiandacht auch nicht ledig-



Maria, Maienkönigin (Albrecht Dürer 1508)



Woche vor Pfingsten

„Wenn der Tröster kommt“

Johannes 15, 26—16

In jener Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern: „Wenn der Tröster kommt, den Ich euch vom Vater senden werde, der Geist der Wahrheit, der vom Vater ausgeht, so wird Er Zeugnis von Mir ablegen. Auch ihr werdet von Mir Zeugnis ablegen, weil ihr von Anfang bei Mir waret. Das habe Ich euch gesagt, damit ihr keinen Anstoß nehmet. Sie werden euch aus den Synagogen stoßen; ja es kommt die Stunde, da jeder, der euch tötet, Gott einen Dienst zu tun glaubt. Das werden sie euch antun, weil sie weder den Vater noch Mich kennen. Ich sage euch das, damit, wenn jene Stunde kommt, ihr euch daran erinnert, daß Ich es euch gesagt habe.“

Liturgischer Wochenkalender

Sonntag, 5. Mai. Sonntag in der Oktav von Christi Himmelfahrt. Semidpl. Weiß. Gloria. 2. Gebet vom hl. Papst Pius V., Befenner. 3. von der Oktav. Credo.

Montag, 6. Mai. Hl. Johannes, Apostel und Evangelist (vor der

lich zur Teilnahme an einer kirchlichen Gebetsveranstaltung angespornt. Wie die wahre Gottesverehrung, so hat auch die wahre Marienverehrung niemals in dem bloßen Beten bestanden; sie hat stets nur dann vollen Wert bekommen, wenn sie sich gleichzeitig in der Kraft des christlichen Wandels und der guten Werke äußert.

In diesem Schicksalsjahre bedarf der katholische Christ keines besonderen Hinweises, in welcher Richtung er diese Kraft zu beweisen hat. In jeglichem Tun und Lassen zum Wohle der Gemeinschaft seines Volkes läßt sich Gottes und Mariens Wohlgefallen erringen und ihr Lob verkünden. Aus jeglichem guten Werke läßt sich eine Weihgabe zu Ehren der Gottesmutter formen. So können wir dann auch die beseligenden Worte singen:

Schuldlos Geborene,
Einzig Erlorene,
Du Gottes Tochter und Mutter und Braut.
Die aus der Reinen Schar
Reinste wie keine war,
Selber der Herr sich zum Tempel gebaut.
Du makellose Lilienrose,
Krone der Erde, der Himmlischen Zier,
Himmel und Erde, sie huldigen dir.

W.-R.

Vom wahren Sinn der Arbeit

Von E. Kroneberger.

In der ersten Zeit des Krieges hat das deutsche Volk wieder den Tag der Arbeit als nationalen Feiertag begangen. Wenn es in diesem Jahr nicht große Feiern und lauten Jubel geben konnte, wie in den Tagen, da wir friedlich unserer Arbeit nachgingen, so war es doch ein Tag innerer Sammlung, an dem wir ganz von innen her den großen Sinn des nationalen Feiertags erkennen konnten. Lebensfeindlicher Machtwille hat das deutsche Volk in seiner friedlichen Arbeit gestört, hat dem deutschen Arbeiter den Hammer und Meißel, dem deutschen Bauern den Pflug aus der Hand genommen. Er hat uns gezwungen, die Fluren des Friedens, die Felder und Wälder unserer Grenzgaue mit Stacheldraht und Bollwerken zu umgeben.

Doch soll auch der Krieg, in den wir aus einer geschichtlichen Notwendigkeit und einer inneren Wehr heraus, ob der Ehre und des Lebens unseres Volkes, getreten sind, keine Unterbrechung deutscher Arbeit bringen. Er soll in seiner Auswirkung erst recht uns und unseren Kindern das Land für den Aufbau freigeben und das wahre Gesetz der Arbeit sichern.

Man darf mit Recht von Deutschland sagen, daß es das Land der sozialen Neuordnung geworden ist. Gerade diese soziale Umwandlung aber ist es, die den Nationen ein Dorn im Auge ist, in deren Staatlichkeit noch der Begriff Kapitalismus die beherrschende Rolle spielt. Hand in Hand mit der sozialen Neuordnung ist bei uns auch ein Wandel in der Auffassung der Arbeit eingetreten. Auch hiergegen steht der Verneinungswille der kapitalistischen Mächte. Der Kapitalismus ist ja von jeher der große Verfälscher des Sinnes der Arbeit gewesen. Seit er herrschte, war die Arbeit nicht mehr innere Verpflichtung des Menschen, sie war lediglich eine Ware, die verschachert, die genützt und ausgenutzt wurde ohne Rücksicht auf den arbeitenden Menschen oder die schaffende Nation. Am allerwenigsten der Christ kann solcher Fälschung des Sinnes der Arbeit widerspruchslos zusehen. Er ist auf das göttliche Gebot der Arbeit, auf ihre natürliche Gesetzmäßigkeit verpflichtet.

Bei uns in Deutschland ist diese gottgewollte, natürliche Ordnung der Arbeit wieder hergestellt. Der Adel der Arbeit hat wieder seinen Rang. Wir Christen, die wir dem göttlichen Sinn der menschlichen Arbeit vom leuchtenden Grunde unseres Glaubens aus zugestanden sind, sind darum heute doppelt verpflichtet, mit allen Kräften und in aller Klarheit der Aufgabe des gegenwärtigen Krieges zu

lateinischen Psorte). Dupl. maj. Rot. Gloria. 2. Gebet von der Oktav. Credo. Apostelprästation.

Dienstag, 7. Mai. Hl. Stanislaus, Bischof und Martyrer. Dupl. Rot. Gloria. 2. Gebet von der Oktav. Credo.

Mittwoch, 8. Mai. Erscheinung des Hl. Erzengels Michael. Dupl. maj. Weiß. Gloria. 2. Gebet von der Oktav. Credo.

Donnerstag, 9. Mai. Oktav des Festes Christi Himmelfahrt. Dupl. maj. Weiß. 2. Gebet vom hl. Gregor von Nazianz, Bischof, Befenner und Kirchenlehrer.

Freitag, 10. Mai. Hl. Antoninus, Bischof und Befenner. Dupl. Weiß. Gloria. 2. Gebet vom Wochentag (= vom letzten Sonntag). 3. von den hll. Gordianus und Epimachus, Martyrern.

Sonnabend, 11. Mai. Vigil des Pfingstfestes. Semidupl. Rot.

Auf den Spuren des Schöpfergeistes

Bibellestexte für die Woche nach Christi Himmelfahrt.

„Send aus, o Gott, deinen Geist und Welten erstehen; das Antlitz der Erde wirst du erneuern“ (Psalm 103, 30).

5. Mai: Johannes 15, 26—16, 4: Jüngerlos.

Ezechiel 2, 2—3, 11: Prophetenlos und Aufgabe.

6. Mai: 1. Moses 1, 1—31: Das Werk des Schöpfergeistes.

7. Mai: Lukas 1, 26—38: Die Neuschöpfung.

8. Mai: Lukas 4, 14—30: „Der Geist des Herrn ist über mir“.

9. Mai: Johannes 7, 37—39: Die künftige Gabe.

10. Mai: Johannes 14, 15—21: Der versprochene Beistand.

11. Mai: Psalm 103 (104): „Sende aus deinen Geist!“

begegnen, der zuletzt und zutiefst ein Krieg um die soziale Gerechtigkeit, um die Neuordnung der Arbeit, um das Lebensrecht unseres Volkes, ja darüber hinaus des ganzen Abendlandes ist. In heiliger Treue zu diesem christlichen Lebensgesetz wollen wir auch die Hände falten und Gott um die Gnade bitten, er möge das Ringen unseres Volkes segnen, auf daß zur stolzen Vollendung des Aufbaus das friedliche Feierlied der Arbeit überall dort wieder erklingen möge, wo jetzt noch das harte Muß des Krieges herrscht.

Gemeinschaft

In früheren Jahrzehnten pflegte man, wenn öffentliche Wahlen stattgefunden hatten, die das ganze Volk im Innersten zu beschäftigen schienen, gern über die zu sprechen, die trotz aller politischen Erregung sich nicht dazu verstanden hatten, an der Abstimmung teilzunehmen. Das waren die, die völlig für sich leben wollten und es grundsätzlich ablehnten, sich um die Dinge der Gemeinschaft zu kümmern.

Das ist anders geworden, die Erziehung zum Staat hat den Erfolg gehabt, daß bei ähnlichen Anlässen kaum noch einer zurückbleiben will. Man hat begriffen, daß wir alle zusammengehören. Ganz eindringlich aber macht den wenigen Unbelehrbaren, die es immer noch geben mag, der Krieg diese Wahrheit bewußt. Mit einem Schlag hat der sogenannte Individualismus seinen Sinn verloren. Keiner lebt mehr für sich, keiner steht mehr allein, nur die Gemeinschaft erhält ihn am Leben, nur aus der Gemeinschaft kann er die Kraft schöpfen weiterzuarbeiten.

Diese Erkenntnis dringt ins Innere des Gewissens, sie ist eiserne Wirklichkeit geworden. Sie entspricht auch der christlichen Liebe. Der Mensch ist vom Schöpfer nicht auf sich allein gestellt, sondern in die größeren Zusammenhänge und Ordnungen einbezogen. Wie hätte Christus sonst sein Gebot der Nächstenliebe aufstellen können? Den Nächsten zu lieben wie sich selbst, bedeutet Anschluß an die Gemeinschaft und Verzicht auf eigensüchtige Sonderwünsche. Manch einer mag das in der Kriegszeit zum ersten Mal begreifen. Wer es wirklich erfährt, für den wird diese Zeit zum Antrieb, sich in Zucht und Geschlossenheit in das Ganze einzufügen. Wer dahin gekommen ist, sich als kleines, aber doch wichtiges Rad im Gesamtorganismus des Volkes zu fühlen, dem geht auch die Erkenntnis auf, daß er mitverantwortlich ist für das, um was Deutschland heute kämpft, um des Vaterlandes Zukunft.

Stilles Selbentum.

In einem afrikanischen Missionsblatt findet sich der Hilferuf eines Missionars, der diesen Appell an die Deffentlichkeit mit der Schilderung einer tatsächlich erschütternden Lage begründet:

„Ich habe den ganzen Tag schwer zu arbeiten, um die Außenstationen der Mission zu besuchen, die ich zu betreuen habe. Ich reite von Dorf zu Dorf, unterrichte die Christen, verjorge die Kranken, taufe die Kleinen. Kurz nach Sonnenaufgang breche ich auf, und gegen 8 oder 9 Uhr abends kehre ich heim. Dann habe ich Holz zu hacken, Feuer zu machen und mein bißchen Essen zu kochen. Es ist eine sehr magere Mahlzeit — meistens die erste und die letzte am Tage. Um die mir übertragenen Aufgaben ausüben zu können, muß ich reiten, denn ich bin über fünfzig Jahre alt und von der langen, harten Missionsarbeit schon ein wenig verbraucht. Ich könnte die weiten Entfernungen nicht zu Fuß zurücklegen. Ich besitze ein Pferd, das mir bisher als Reittier und gleichzeitig als Packtier diente. Tag für Tag hat es mich durch strömenden Regen, durch Flüsse und Sümpfe getragen. Meistens war sein Magen ebenso leer wie der meine. Nun ist seine Widerstandskraft gebrochen, eher als die meine, und es kann nicht weiter. Wenn ich noch ein Packtier hätte, würde es mir gewiß noch eine Weile als Reittier dienen! Von unserer Hauptstation kann ich keine Hilfe erwarten. Sie besitzen dort nicht mehr als ich. So habe ich mich entschlossen, diesen Hilferuf in die Welt hinauszusenden.“

Zeit des Wartens / Von Josef Lettau

Die Zeit zwischen Himmelfahrt und Pfingsten ist eine Zeit des Wartens. Wie die Apostel damals auf die Herabkunft des Hl. Geistes warteten, so wartet die Kirche Jahr für Jahr vor dem Pfingstfest auf die Herabkunft des Trösters. Nicht nur als eine der Erinnerung Lebende, sondern als eine immer aufs neue und in Wirklichkeit Wartende geht die Kirche dem Pfingstfest entgegen. Denn immer von neuem vollzieht sich im Leben der Kirche das Wunder der ersten Pfingsten. Das fortwährende Wehen des Hl. Geistes ist ihr innerstes Lebensgeheimnis. Denn im Hl. Geist kommt immerfort der Herr zu ihr und entfaltet sein Leben in ihrem Schoße. So ist die Kirche immer eine Harrende. Alles Warten und Harren des Christen geht aber im Grunde auf das Letzte Kommen des Herrn. Aller Einbruch des Herrn in diese Zeit ist immer nur ein Schritt dessen, der da kommen wird in Herrlichkeit zum Gericht und zur Vollendung der Welt.

Immer ist dieses Warten ein Kennzeichen des Christen. Wenn er nicht mehr wartet, d. h. wenn er seinen Zustand in dieser Welt als endgültigen ansieht, wenn er es sich allzu bequem, „als ob es immer so bliebe“, hier auf Erden eingerichtet hat, dann ist er von seinem echten Christsein abgefallen. Darum stört ihn Gott immer wieder auf. Aber auch das andere ist möglich. Daß er das Warten überspannt. Daß er diese Welt nicht mehr ernst nimmt, weil sie ja nur vorläufig ist. Weil „die Gestalt dieser Welt im Vergehen ist“. Daß er weltlich und weltverachtend wird, wo er doch durch die Welt hindurchwandern und sie zu Gott mitnehmen soll. Der Christ muß sich immer bewußt bleiben, daß er eine Weltaufgabe zu erfüllen hat.

Wie das Warten schon im Leben eine Kunst ist, die wenige verstehen, so ist das Warten auch die christliche Lebenskunst. Deshalb lehrt uns die Kirche am Sonntag zwischen Himmelfahrt und Pfingsten das rechte Warten.

Wer wartet, darf im Warten doch nicht sein Ziel vergessen. Das Ziel muß als Sehnsucht seines Herzens immer vor ihm stehen. Er muß sich immer wieder darauf freuen können. „Es spricht zu Dir mein Herz: Dein Antlitz will ich suchen. Dein Antlitz wende nicht hinweg von mir! Der Herr ist mein Licht und mein Heil, wen soll ich fürchten.“ (Sntz.) Es ist ein Warten im Licht, ein Warten voll Vertrauen.

Wer wartet, muß aber auch klug und wachsam sein. Muß die Augen aufbehalten. Er darf die Zeit des Aufbruchs und der Ankunft nicht verschlafen. „Geliebte, seid klug und wachsam in Gebet!“ (Eph. 6.) Das Gebet ist die Wachsamkeit des Christen. Im Gebet brennt seine Lampe. Im Gebet ist sein Herz aufgeschlossen für den kommenden Herrn. Den Betenden kann auch der Feind nicht überraschen. Zeit des Wartens ist immer Betenszeit. Wie manches alte Mütterchen besitzt noch diese christliche Lebensweisheit, wie mancher junge Soldat hat sie wieder im Felde gelernt: Wenn man warten muß, die Perlen des Rosenkranzes durch die Finger gleiten zu lassen.

Wer viel zu warten hat, darf die Wartezeit nicht verträdeln. Er muß sie gut auszufüllen lernen. Er muß sein „Amt“ verwalten. Aber alles, was er tut, muß hingerichtet sein auf das Ziel seines Wartens. Alles muß er so tun, „damit in allen Dingen Gott verherrlicht werde durch Jesus Christus, unsern Herrn.“ (Eph.)

Der Christ wartet niemals allein. Alle Christen sind Wartende.

Wartende müssen einander helfen. Einer muß dem andern Herberge gewähren. Daher die Mahnung des Apostels: „Vor allem liebet einander allezeit . . . Seid gattfreudlich gegeneinander ohne Murren! Dienet einander!“ (Eph.)

Des Christen Warten ist Warten im Licht des Glaubens. Wenn der Herr auch scheinbar die Seinen verlassen hat, sie haben seine Verheißung: „Ich werde euch nicht als Waisen zurücklassen; Ich gehe und komme wieder zu euch, und euer Herz wird sich freuen.“ (Mat.) Und sie haben das Zeugnis, das der Hl. Geist in dieser Welt von Christus ablegt. (Evgl.) Immer wieder bezeugt der Hl. Geist im Leben der Kirche, daß der Herr wirklich bei seiner Kirche ist. Daß er sie niemals verlassen hat und sie niemals mehr verlassen wird.

Wohl kann über den wartenden Christen manchmal schwere Dunkelheit kommen: Aergernisse in der Kirche, Zeiten der Verfolgung. Aber dem Christen ist auch diese „Finsternis nicht finster“. Wie kann ein Christ sich darüber wundern und daran Anstoß nehmen? Hat nicht der Herr das alles uns gesagt? „Ich sage euch das, damit, wenn jene Stunde kommt, ihr euch daran erinnert, daß Ich es euch gesagt habe.“ (Evgl.)

Wohl ist Zeit des Wartens vorübergehende Zeit. Und doch ist sie für den Christen die Zeit der Bewährung und Entscheidung. In dieser Zeit des Wartens fallen die Würfel über sein Los in der Ewigkeit. Deshalb muß er die Zeit des Wartens ernst nehmen. Deshalb muß er die Welt, diesen großen „Wartesaal“ der Menschheit, ernst nehmen. Er darf sich dieser seiner Aufgabe in dieser Welt nicht entziehen. Deshalb betet der Herr für die Seinen in der Welt: „Ich bitte nicht, Du sollst sie wegnehmen aus der Welt, sondern Du mögest sie vor dem Bösen bewahren.“ (Rom.) Das aber ist die Bewährung des Christen in dieser Welt, daß auch er in seinem Leben und durch sein Leben den Auftrag des Herrn erfüllt: „Auch ihr werdet von Mir Zeugnis ablegen.“ (Evgl.) Das ist der eigentliche Inhalt dieser Wartezeit: In ihr soll sich, bis der Herr kommt, das Leben des Christen vollziehen als ein vor dieser Welt abzulegendes Zeugnis von dem auferstandenen Herrn.

Der Vater-Gott

Im Alten Bunde wurde der Name Jehovas, des wahren Gottes, nur mit Schauern der Ehrfurcht und des Bangens genannt. Niemand wäre auf den Gedanken gekommen, Gott als Vater anzureden und sich ihm mit kindlichen Gefühlen zu nähern. Das ist anders geworden, seitdem die zweite Person in der Gottheit selbst, Jesus Christus, uns gelehrt hat, zu Gott „Vater!“ zu sagen und damit eine Beziehung auszudrücken, in der Liebe, Hingabe und Vertrauen ebenso eingeschlossen sind wie Ehrfurcht.

Auch in der Stellung des Menschen zu Gott hat das Christentum vollendet, was in der vorchristlichen Offenbarung nur verhüllt und unvollkommen war. Wohl ist auch dem Christen als einem sterblichen, auf die Erbarmung des Ewigen und Allmächtigen angewiesenen Geschöpf das Bewußtsein nicht fremd, vor Gott ein Nichts zu sein, und die Erkenntnis, daß der Wert, den unsere Seele in den Augen Gottes hat, nur das Werk seiner Güte ist. Aber Christus hat uns doch angehalten, Gott den Namen zu geben, den er am liebsten

Zwischen Niemandsland und Heimat

Zwischen Niemandsland und Heimat, da liegt die Front, da stehen unsere Soldaten auf Wacht. Zu jeder Stunde bei Tag und Nacht sind sie bereit, den Feind von unseren Grenzen abzuwehren. Wer von uns schon mit draußen gewesen ist, im Weltkrieg und jetzt wieder, der weiß, was das heißt, zwischen Niemandsland und Heimat zu stehen. Es ist fast, als stände man an den Grenzen der Erde. Wie ausgestorben liegen die verlassenen Höfe und Dörfer, die zersplitterten Wälder, die von Granaten zerwühlten Felder zwischen den Fronten, und wäre nicht drüben der Feind, der Tag für Tag und Nacht für Nacht mit schwerem und leichtem Geschütz herüberfunkte, bis unsere Geschütze ihn zum Schweigen bringen, kämen nicht die Flieger dort über den Berg, über den Wald herüber, denen unsere Flak einen so bitteren Empfang bereitet, wir könnten meinen, das Niemandsland wäre der Saum, der das Leben vom eifigen Nichts des Todes trennt. Des Todes, der nach uns greifen will, wie die Wogen des Meeres herüberzugreifen suchen über die sandigen Dünen, das fruchtbare Land zu verschlingen.

Wer da auf Wache steht in der endlos erscheinenden Einsamkeit, wenn die Geschütze schweigen und die Nacht ihre Schatten über das Land breitet, der spürt auf einmal ganz tief in seinem Herzen ein Glück, wenn er an die Berge und Wälder der Heimat denkt, an den stillen lebendigen Frieden auf Flur und Feld, an das Leben dort hinten im heimatlichen Dorf, in der Stadt, das weiter zwischen Morgen und Abend einen Gang geht, wie seit Menschengedenken. Und wenn dieser Soldat mit offenen Augen durch die deutsche Heimat gewandert ist, wie es ja dem deutschen Menschen von jeher eigen war, dann denkt er auch an die herrlichen Bauten, in denen unsere Vorfahren ihrer ewigen Sehnsucht Ausdruck verliehen, mit denen sie das Land, das sie einst für den Pflug gerodet hatten, zur Heimat ihrer deutschen Herzen gemacht haben. Dann denkt er an das Köstlichste, was diese Heimat birgt, an Weib und Kind, an Haus und Herd, an den Frühling deutscher Jugend und an das Erbe deutschen Geistes, dem sie entgegenwächst. Und dann weiß dieser Soldat auf einmal mit einer Gewißheit, die still und klar in ihm aufleuchtet: der Tod

kann das Leben nicht überwinden. Dann weiß er es nicht nur mit dem Verstande, sondern mit dem Herzen: er steht hier, um das Leben zu schützen vor der Vernichtung, den Reichtum all dessen zu hüten, was ihm lieb und teuer ist. Und dieses Wissen seines Herzens gibt ihm in aller graufigen Not des Kampfes die Kraft, fest zu stehen und selbst das eigene Leben zu opfern für die Heimat.

Alles, was um uns ist, ruht auf ewigem Grund. In dieser Gewißheit sind sich alle tiefen Denker und alle wahren Dichter des deutschen Volkes einig, von den unbekanntem Grüblern der germanischen Stämme in vorchristlicher Zeit bis zu den Dichtern der Gegenwart. Sie alle ahnen in dem Leben der Natur, in den Ordnungen des menschlichen Daseins, in dem flutenden Leben des Menschenherzens zwischen Liebe und Haß Gleichnisse eines in der Tiefe verborgenen Lebens, einer zeitlosen Wirklichkeit. Das ist ja der Sinn der herrlichen Meisterwerke unserer Dichter und Mystiker, unserer Maler und Bildhauer, unserer Baumeister und Musiker, daß sie den ewigen Grund der Dinge vor unseren Sinnen offenbar machen. Alle Wahrheit ruht auf dem Grunde einer ewigen Wahrheit, alle Liebe auf dem Grunde einer ewigen Liebe. Aller männliche Starkmut und alle frauliche Milde, aller väterliche Ernst und alle mütterliche Geduld, alle Fierde menschlicher Persönlichkeit ist Abbild eines Urbildes. Alles Leben strömt aus dem Urlebendigen. Nur wer nicht weiter nachdenkt über das Leben, wer so obenhin durch das Leben jagt, kommt nicht zu dieser Erkenntnis. Alle großen, alle innerlich reichen Menschen, mögen sie auch ganz in der Verborgenheit eines unbekanntem Lebens stehen, wissen darum. Gerade die Besten unter uns haben immer um diese letzte Tiefe gewußt, die der unzerstörbare, lebendige Grund alles Lebens ist.

Wenn sich im Gewitter der Schlacht der Abgrund des Todes vor den Kämpfenden aufst, jenes andere Niemandsland in der Tiefe des Seins, dann sucht das menschliche Herz nach etwas, das nicht hineingerissen wird in diesen Abgrund. Und plötzlich weicht das beklemmende Band, das sich um die Brust zu legen droht. Eine Zuversicht kommt über uns, daß in aller Vernichtung der ewige Grund des Lebens unzerstört bleibt, komme was kommen mag. Das Wissen um die ewige Heimat gibt uns die Kraft, dem

aus unserem Munde hört. Sind wir doch wirklich und wahrhaftig seine Kinder in einem viel erschöpfenderen und tieferen Sinne, als er jeder irdischen Vaterschaft zukommt. Von ihm, dem Herrn des Himmels und der Erde, dem Schöpfer aller sichtbaren und unsichtbaren Dinge, rührt ja, wie der Apostel sagt, jegliche Vaterschaft her. Aus dem Nichts ins Dasein gerufen hat er auch andere lebende Wesen, aber nur uns, den Menschen, hat er eine Seele eingehaucht und uns damit etwas von seinem Wesen mitgegeben, was uns Unsterblichkeit verleiht. So verdanken wir ihm in des Wortes wahrster Bedeutung unsere Existenz als vernunftbegabte Wesen, so wie wir unserem Vater unsere leibliche Existenz verdanken.

Christus, unser Lehrer, wird, wenn er von Gott spricht, nicht müde, den Namen „Vater“ zu gebrauchen, und zwar nicht nur, um uns einen Blick in das Geheimnis der Allerheiligsten Dreifaltigkeit tun zu lassen, sondern auch, um uns ein Beispiel zu geben, wie wir selbst Gott nennen sollen. Das Gebet, das er uns gelehrt hat, be-

ginnt mit der Anrede an Gott: „Vater unser!“ Und nach der Auferstehung sagte er zu Maria Magdalena: „Ich fahre hinauf zu meinem Vater und zu eurem Vater.“ So stellt sich Jesus gleichsam als Bruder neben die Apostel und damit neben uns, denn er sagt: Mein Vater ist auch euer Vater. Aber mit dieser Wahrheit des Evangeliums, daß wir die Kinder des Vaters im Himmel sind, ist es wie mit so vielen anderen religiösen Wahrheiten: wir nehmen sie hin, wir glauben sie, aber sie haben kein kraftvolles Leben in unserem Herzen und in unserm Alltag. Darum müssen wir sicher viel Segen und Hilfe von oben entbehren, die uns in reichem Maße zuteil würde, wenn wir mit Liebe und Vertrauen, so wie es sich für Kinder ziemt, und mit aller Innigkeit zu Gott das eine Wort: „Vater!“ sagen würden. Darin ist alles enthalten, was Gott von uns verlangt: Anbetung, Dank und Bitte. Und die Antwort von oben lautet: Wenn auch eine Mutter ihres Kindes vergessen könnte, so kann doch ich deiner nicht vergessen.

Die Enterbung / Von Bruno vom Haff

II.

Des Ritters Aufstand.

Ritter Adelrich ritt durch seine Wälder und freute sich ihrer. Sie waren schön. Und er dachte seines Vaters, der nur ein armer Dorfhändler gewesen war. Er, sein Sohn, hatte es zu etwas gebracht. Als Söldner war er mit Kaiser Heinrich mitgezogen. In wieviel Schlachten hatte er in vorderster Front gestanden! Man konnte seinen Mut nicht übersehen, so war er allmählich gestiegen. Aber das Schönste war doch gewesen, wie er seinen Kaiser Heinrich herausgehauen!

Den hatten die Feinde schon eng umringt. Unglaublich eigentlich, wie tollkühn er da als erprobter Kämpfer vorgestochen war. Er hatte gerade noch gesehen, wie die letzten beiden Begleiter Heinrichs zusammensanken, und schon seinem Roß die Sporen gegeben. „Hierher!“ gellte sein Ruf auf. Und schon hatte sein Schwert eine Bresche geschlagen. Noch heute freute er sich darüber, wie damals sein Schwert wahrhaftig „gespielt“ hatte. Wie eine blühende Sonne war es um ihn geflogen.

Heinrichs Dank war königlich gewesen. Er erhob ihn in den Adelsstand. Er belehnte ihn mit dieser herrlichen Grafschaft, übergab ihm Vermögen, mit dem er arbeiten konnte, und treue Untertanen, auf die er sich verlassen durfte.

Aber warum sollte er zeitweises nur Graf bleiben? Er war aus dem Holz gemacht, aus dem man Könige schnitzte.

Sein Pferd tritt aus dem Walde. Da sieht er ein Reiterhäuflein auf ihn zu reiten. Sie sind schon so nahe, daß er sie erkennen kann. Blässe überfliegt seine Wangen: Soll er dem Pferd die Sporen geben? Doch dazu ist es schon zu spät. So reitet er ihnen scheinbar ruhig entgegen. Der Führer des Trupps hält vor ihm: „Graf Adelrich, im Namen des Kaisers fordere ich dein Schwert.“ Der Graf sagt nichts. Er schaut nur bleich und stumm dem Fordernenden in's Antlitz.

Gegenwehr ist vergeblich. Dein Brief an die Herzöge ist abgefaßt.“ — Da gürtet Ritter Adelrich das Schwert ab.

Gewiß ein Brief ist nur ein Stück Papier, ein Fetzen, eine Bagatelle. Aber dieser Brief war mehr, war Kampfansage an den Kaiser und Herrn. Er legte dar, Ritter Adelrich habe es satt, Graf von Kaisers Gnaden zu sein. Er wolle aus eigener Kraft werden,

Tode ins Angesicht zu sehen und unsere Pflicht bis zum Neuesten zu tun.

Zwischen dem Niemandsland und der Heimat stehen unsere Soldaten an der Front, und die Heimat gibt ihnen die Kraft, standzuhalten in aller Drangsal des Kampfes. Helfen wir alle darum mit, daß das Leben der Heimat gesund und froh und stark bleibt, denn in ihr ruht die Zuversicht unserer Kämpfer auf den Sieg ihrer Waffen.

Zwischen dem Niemandsland des Todes und der Heimat des ewigen Lebens stehen unsere Soldaten im Kampf für die irdische Heimat. Beten wir, daß Gott unseren tapferen Soldaten im Gewitter der Schlacht das Wissen um die Heimat des ewigen Lebens ins Herz gebe, damit sie in Not und Tod standhaft sein können und unbesiegbar. Dann wird unser Volk leben, weil unsere Helden den Urgrund alles Lebens selbst im Tode besahen: den lebendigen Gott. Erich Wewel.

Im Lenz

Wie flüßern nun die Lüfte uns umschweben!
Es ist, als sei Gott selbst ins All gegossen,
als sei sein Licht und sein gewaltig' Weben
aus Sternen in den Schoß des Lands geflossen.

Wir fühlen uns befreit von dumpfen Peinen
der Winternacht, die düster uns umgab.
Mit wilden Wassern aus den Urgefleinen
schwamm auch das Leid zur Meeresbucht hinab.

Wir sind geläutert wie die klare Höhe
und tragen in uns ihre Seligkeit.
Wir spüren wundersam nun Gottes Nähe,
und unser Herz ist seinem Licht bereit.

Gertraud D. Knab.

was jener war. Der Brief sollte den Aufruhr entfachen, den Umsturz, die Revolution.

Und dann steht Adelrich vor dem Kaiser, der das Urteil spricht: „Du weißt, was das Gesetz fordert: Alles Eigentum des Auführers ist einzuziehen. Der Auführer ist mitamt seiner Familie dem Tode verfallen. Sein Stamm soll ausgerottet werden. Doch du hast mich einmal aus den Feinden herausgehauen. So mildere ich den Spruch. Einst hast du mir das Leben gerettet. Jetzt wolltest du mir Leben und Herrschaft nehmen. Ich bin dir keinen Dank mehr schuldig. Daher nehme ich dir alles, was ich Dir als Dank geschenkt.“

Ich habe dich in den Adelsstand erhoben. Er sei dir jezo aberkannt. Ich belehnte dich mit Grafschaft und Vermögen. Dies alles fällt an mich zurück. Ich gab dir treue Untertanen. Ich entbinde sie von der Gehorsamspflicht. Acht Tage gebe ich dir Zeit. Nimm Frau und Kind und alles, was dein Eigentum war, bevor ich dich erhob, verlasse damit dieses Land, dem du die Treue brachst.

Deine Schuld allein ist es, wenn deine Kinder nicht mehr dem Ritterstande angehören. Deine Schuld allein ist es, wenn du keine Grafschaft, kein Vermögen, keine Untertanen ihnen vererben kannst. Geh, Adelrich, mag Gott dir gnädig sein.“

Ist dieser Urteilspruch des Kaisers hart und ungerecht? Oder gerecht und milde zugleich? Wahrhaftig, wir würden wohl alle mit leisem Kopfschütteln den betrachten, der den Kaiser und sein Tun als „ungerecht“ schelten würde. Wenn aber der liebe Gott dieselbe Folgerung aus Adams Ursünde zieht, dann meinen kleine Menschlein dreist behaupten zu dürfen, der Herrgott sei ungerecht.

Ungerecht oder mild?

Der Fall Adams ist wirklich ähnlich gelagert wie der Fall des Ritters Adelrich. Gott hatte den Adam in den Erbbel Gottes erhoben, ihn mit dem Paradies belehnt, sowie mit einem Vermögen zur Gestaltung und Beherrschung der Erde, zur Erreichung seines Lebenszweckes, das mehr wert war als Gold und Silber: Die Gabe der Durchsichtigkeit. Jetzt war der Leib unsterblich. Verstand und Wille hatten Kräfte, die über die naturgemäße Klarheit, Schärfe und Kraft weit hinausgingen. Und Verstand, Wille und Gefühl waren willige Gefolgschaftsglieder der Menschenseele geworden.

Da wirft Adam in der einen ansehnend so kleinen Sünde, in dem Vergehen gegen den Baum des Lebens, alles von sich. Die Tat an sich scheint genau so klein wie der Brief des Ritters. Und doch hat sie — gleich jenem Briefe — ungeheure Tragweite. Denn sie hat zum Ziele die Revolution gegen Gott, die Absehung des unendlichen Herrn, die Empörung gegen seinen Willen und Weltenplan und die Gotterhebung des Menschen, die Vergötzung des Geschöpfes.

Dabei liegt der Fall für Adam noch ungleich ungünstiger als für den Ritter. Die Erhebung des Ritters durch den Kaiser war ein Dankgeschenk. Er hatte diese Gabe durch die Lebensrettung des Kaisers verdient. Wodurch aber hatte Adam ein Unrecht auf diese ungeheuren Gnadengaben Gottes erhalten? Durch nichts. Diese Gaben erflossen wirklich reinsten, freiesten, ungeheuerlichsten und überströmendsten Gottesliebe.

Was tut Gott nach der ungeheuerlichen Empörung Adams? Er richtet milder als der Kaiser. Der Kaiser nahm dem Ritter alles, was er ihm gegeben hatte, er ließ ihm nur, was er ohne des Kaisers Mitwirkung besaß. Was aber hatte denn Adam von Gott nicht erhalten? Sein ganzes Menschlein war Gnadengabe Gottes, erwachsen aus gütigster Vaterliebe.

Gott ließ dem Adam alles, was zu seinem natürlichen Menschentum gehörte wie der Leib, die Seele mit Verstand und freiem Willen, die Erde und die Lebensmöglichkeiten auf ihr.

Im übrigen tat er nur, was Adam sich erwünscht hatte: Adam wollte nicht mehr abhängig sein von Gott wie ein Kind. So nimmt ihm Gott den Adel der Gotteskindschaft und läßt ihn nicht mehr zu sich in sein ewiges Reich. Adam wollte aus eigener Kraft sich alles erringen. Darum nimmt ihm Gott, was seine besondere Gnade ihm schenkte: Die Belehnung mit dem Paradies und die Gabe der Durchsichtigkeit. Also sind nicht mehr in wunderbarer Weise Verstand und Willen und Gefühl verständige Untertanen der Seele. Sie können und werden nun auch versuchen, ihre eigenen Wege zu gehen.

Hat Gott hiermit unrecht getan?

Den Weg zu wählen, gebührt dem Kuhnmann.

Fleißige Zuhörer machen fleißige Prediger.

Der Gefährte und Herold Langbehns

Zum 70. Geburtstag Momme Nissens.

Anfangs 1940 waren es 50 Jahre her, daß der große deutsche Seher und gewaltige Mahner des deutschen Volkes, Julius Langbehn, sein Buch „Rembrandt als Erzieher“ herausgab. Und am 26. April d. J. vollendete Langbehns Gefährte und Herold, der spätere Dominikanerpater Benedikt (Momme) Nissen sein 70. Lebensjahr.

Wie Langbehn selbst ist Momme Nissen ein Sohn Nordfrieslands. Er ist in Deezbüll (Schleswig-Holstein) geboren, besuchte das Realgymnasium in Flensburg, wurde Maler und studierte an der Weimarer Akademie. 1890, also mit 20 Jahren, hatte Nissen auf der Internationalen Ausstellung in München seinen ersten größeren Erfolg mit friesischen Bildern. Seit jener Zeit datiert die Bekanntschaft und Freundschaft Nissens mit Langbehn, dessen berühmtes Buch kurz vorher erschienen war. 1893 schloß Nissen sich dem verehrten Meister völlig an und siedelte zu ihm nach Wien über, machte mit ihm Reisen durch das halbe Europa und ist bis zum Tode Langbehns immer nur noch auf kurze Zeit von ihm getrennt gewesen. Die Verbundenheit Nissens mit Langbehn brachte naturnotwendig auch religiöse Probleme bei ihm zur Reife. Nachdem Langbehn 1900 katholisch geworden war, folgte ihm zwei Jahre später sein treuer Lebensgefährte.

Momme Nissens Ruf als Maler war fest begründet. Er hat Leo XIII. und Pius X. gemalt ebenso wie viele andere hervorragende Männer und Kirchenfürsten. Im Jahre 1914 führte Nissen auch seine Mutter der katholischen Kirche zu, und ein Jahr später trat er in den Dominikanerorden ein, um allerdings während des Krieges noch eine Weile in einem Armierungsbataillon Dienst zu tun. Nach dem Kriege betrieb er die theologischen Studien und wurde 1922 in Rölln zum Priester geweiht.

In den folgenden Jahren widmete sich der junge Dominikaner der Ordnung des Nachlasses seines schon 1907 verstorbenen Meisters. 1926 hatte er das grundlegende biographische Werk über ihn vollendet. Dann bearbeitete er die Neuausgabe des Buches „Rembrandt als Erzieher“ und veröffentlichte das Nachlaßwerk „Der Geist des Ganzen“.

Noch einmal macht sich jetzt der Siebenzigjährige zum Herold des großen deutschen Denkers in einer Selbstbiographie, die der Verlag Herder, Freiburg, soeben ankündigt. Aus dem ersten Teile „Meine Seele in der Welt“ drucken wir nachfolgend einige Abschnitte ab:

Mit Langbehn trat ein Mann in mein Dasein, der mir durch seine gesamte Seelenhaltung eine höhere Lebenswelt fundgab, als ich sie bisher in der Wirklichkeit kennen gelernt hatte. Dies war der erste Mensch, der mir begegnete, welcher sich aus sittlicher Haltung grundsätzlich schied vom Seelenlosen, vom Niedrigen und Gemeinen, von all dem, was die Heilige Schrift den „Geist der Welt“ nennt. Sein heldenhafter Lebenseinsatz hat bewirkt, daß ich nach seinem Beispiel die breite Straße der Welt verlassen habe und daß ich ihm gefolgt bin auf seinen Wegen bis an die Grenze dessen, was ich in meinem Gewissen vor Gott und Menschen verantworten konnte.

Julius Langbehn — eine gerade gerichtete Seele mit ursprünglichem Aufschwung zum Höhen und Göttlichen. Ein Wahrheitsjäger ohne Unterlaß, der immer voranschritt im Streben nach dem Besten, was Menschen erreichen können, nach dem einen Notwendigen. Eine sittliche Kraft, die sich jederzeit entschlossen trennt von allem, was ihr

unwert schien. Ein großer Liebender mit dem Leitwort: „Ich denke Tag und Nacht daran, wie ich den Menschen helfen kann.“

Wenn ich alles Ungewöhnliche, das ich an andern Geistesmännern in meinem ganzen Leben gesehen habe, zusammenzähle, es reicht nicht heran an die Ungewöhnlichkeit Langbehns. Er lebte, dachte und handelte wie aus Urgründen heraus. In der Schau seiner bevorzugten Natur erkannte Langbehn gleichsam naturhaft, was Menschenwürde ist. Er fand den modernen Menschen abgefallen von seinem ursprünglichen Wesen — weniger Mensch geworden durch Selbstsucht, Laster und geistige Verfinsternung. Deswegen hielt er liberalen Abstand. Wenn ich mit ihm vertraulich verkehrte und hingesehau hatte in die reinen Tiefen dieser Edelnatur, dann wurde es mir immer schwer, mich Menschen der bürgerlichen Welt wieder anzubequemen. Dabei nahm er jeden Tag sein Lebenskreuz als heldenhafter Opfergeist auf sich. Ohne mit der Wimper zu zucken, hat er unbeschreibliche Hemmungen und Unruhen, Lasten und Mühen in seinem großherzigen Streben ertragen. Und er wollte das Ergebnis dieses Lebenskampfes „seinen armen Brüdern“ hinterlassen.

Langbehn täuschte sich nicht, wenn er sich seiner Sendung im Plane der Vorsehung bewußt war und sich für sie verantwortlich fühlte. Denn wer sich sittlich mit ganzer Kraft fürs Gemeinwohl einsetzt, der wird von Gott bestätigt. Freilich war er kein Gottesbote wie ein Engel, der, vom Himmel herabgesandt, ohne jedes Fehl seine Sendung erfüllt. Er war ein Sohn der Erde mit menschlichen Schwächen. Mit seinem echten Edelmut war ein so hoher Anspruch seiner Persönlichkeit verbunden, daß er die persönlichen Rechte anderer mißachtete oder gar zerbrechen konnte. Die Gewalt, die das Himmelreich leidet im innern Menschen, kehrte er zuweilen mit voller Leidenschaft gegen andere nach außen. Voller Güte und Liebe, wo sein hohes Wollen auf keinen Widerstand stieß; wurde er gereizt, überempfindsam und absonderlich, wo seine Umgebung ihm entgegenstand. Das erfolgte wohl teilweise infolge seiner Erbanlage, teilweise infolge einsiedlerischer Gewöhnung.

Trotz seiner Uebersteigerungen und Mängel — die ich stärker erfahren habe als irgend jemand — war Langbehn ein kernechter Mensch, war das Grundbestreben seines ganzen Lebens, gesund bis in die tiefste Wurzel. Ich habe an Langbehn und seine Edelherzigkeit geglaubt vom ersten Augenblick seines Auftauchens bei mir bis zu seiner Todesstunde, und ich bin darin niemals enttäuscht worden.

Demjenigen, der Vertrauen hat zu einem edel gerichteten Geist, dem schenkt Gott, daß er an ihm Vollkommenheiten schaut, wenn er auch nicht schlechthin vollkommen ist. Der erkennt den Abglanz des Allerhöchsten in seinem reinen Wollen, auch wenn er nur einen Aufschwung dazu darstellt. Ich konnte nicht anders: mein Blick wurde bei Langbehn fortwährend gebannt durch das zielbewußte Hohe und Reine, durch den „göttlichen Funken“ in dieser bevorzugten Menschengestalt. So fest er auftrat, so zart vibrierte das Seelenleben in ihm; sobald er einen Fehlgedanken als solchen erkannte, als nicht übereinstimmend mit der ewigen Wahrheit, ebensobald wußte er ihn abzustößen.

Vergessen, hundertmal vergessen sind heute die Leiden, die ich mit Langbehn erlebt habe. Unvergessen bleibt mir jedoch die innere Erhabenheit dieser Seele, zugleich ihre Sendung an Volk und Menschheit. Bin ich nicht verpflichtet, davon zu zeugen? Denn was mir durch ihn zuteil wurde, wurde mir doch nicht nur um meinetwegen gegeben, sondern als ein Ausfluß der Mission dieses Mannes zu Gunsten der menschlichen Gemeinschaft. Zum Weitergeben!

Zuhören

„Kannst du zuhören, Mutti?“ fragen die Kinder, wenn sie erlebnisbeladen aus der Schule heimkommen. Ist ein „Ja“ die Antwort, dann sprudelt der Vormittagsbericht wie ein lebendiger Quell aus ihrem Munde, frisch und lustig oder manchmal auch ein wenig getrübt — je nachdem, ob die Schule Freude oder Kummer gebracht hat. Meistens überwiegt die Freude. Da hört sich's gut zu, und die letzten Vorbereitungen zum Essen gehen flink und leicht von der Hand. Wenn die Teller und Deckel aber hie und da gar zu heftig in das Geplauder klappern, kommt scherzhaft-streng die Frage: „Hörst du auch wirklich zu, Mutti? Wiederhole den letzten Satz!“ O weh, wenn ich ihn nicht — sinngemäß — wiedergeben kann! So viel Enttäuschung in den Kinderaugen tut förmlich weh, und ich schäme mich über meine Unaufmerksamkeit.

Das mögen nun wieder die Kinder nicht leiden, und wir haben — sie sind ja verständig genug — ein Abkommen getroffen, das ist so: Wenn Mutter alle Hände voll zu tun hat, müssen die Kinder halt warten mit dem Erzählen, bis sie Zeit hat, ganz und gar ordentlich zuzuhören. Da kann es nicht vorkommen, daß sie die wichtigsten Dinge überhört und man von einem Mißverständnis ins andere gerät und zuguterletzt gar wohl Tränen weint.

Das Warten auf die ruhige Stunde ist zudem eine gute Übung für beide Teile: Mutter muß ihre Neugierde zügeln, und die Kinder müssen ihren ungekünstelten Mitteilungsdrang beherrschen. Und merkwürdig — nach so einem Wart-ein-Weilchen kriegen die Dinge miteinander ein anderes Gesicht: ein Zusammenstoß mit den Kameraden war von diesen gar nicht so boshaft und absichtlich herbeigeführt, wie es zuerst schien; der Mathematiklehrer nicht so „niederträchtig“, wie man ihn anfänglich fand; das schwierige Thema für den deutschen Aufsatz nicht „extra so ausgesucht“, um den armen Schülern das Leben schwer zu machen! Dieser Wandel der Bedeutung ist das eine wertvolle Ergebnis des Wartens; das andere: Mutter in Ruhe hört entschieden besser zu, als Mutter in Hast und Arbeit, und so schafft unser Abkommen wirkliche Zufriedenheit auf beiden Seiten.

Kannst du zuhören? Das ist in Wahrheit eine schwerwie-

gende Frage. Ein Kind, das vertrauensvoll und freimütig sein Herz ausschüttet vor der Mutter, will nicht nur angehört sein. Nach fühlbarem Widerhall verlangt die taftende Kindesseele; zu hören soll die Mutter, das heißt wohl, daß sie hinzuhören soll in das, was ihr Kind bewegt, was es froh oder traurig, mutig oder verzagt werden läßt. Teilnehmendes Verständnis, Rat, Trost, Zurechtweisung oder Ermunterung und Bestätigung heißt das erzählende Kind, das feinfühlig recht bald merkt, ob die Mutter seine Erlebnisse innerlich hört. Ein gutes Wort dazwischen gesagt, eine kluge Frage, ein herzliches Mit-Lachen zeigt ihm, wie die Mutter das Erzählte noch einmal mit ihm durchlebt. Traurig, wenn ein frostiges Schweigen aus gedankenlosem Nur-Hinhören das Kind erkennen läßt: Mutter ist ja ganz leer geblieben von dem, was ich ihr einbringen wollte!

Wenn zum Erzählen einmal Ja gesagt ist, dann heißt es für die Mutter, auch mit aller Hingabe zuhören, sonst wächst eine große Fremdheit zwischen Mutter und Kind, das Vertrauen geht verloren, das Kind sucht bei anderen Verständnis, und am Ende sieht man sich unbarmherzig ausgeschaltet aus dem Lebenskreise derer, die einem am nächsten stehen.

Zum Lebenskreise der Frau gehört auch der Gatte, dem gut „zugehört“ sein will. Mit dem gleichen Recht wie die Kinder stellt er seine Forderung nach Verständnis und Teilnahme und Hilfe, oft unauffälligbar und zwingend. Da gilt kein Abkommen, da gibt es nur immerwährende Bereitschaft. Wo sollte er sich auch ausdrücken, wenn nicht daheim bei der Frau?

Ein Glied, wenn sie gelernt hat zuzuhören! Es ist in diesem Zuhören ein anderes Schwingen als in dem, das die Mutter den Kindern schenkt. Auf gleich und gleich stehen hier die Partner, Kameraden, die Seite an Seite bezwingen, Schwierigkeiten meistern, Freuden teilen. Die rechte Frau sieht dem Gatten schon an, wenn er reden möchte, ja, sie hört es vielleicht aus seinem Schritt. Es ist nur klug, wenn sie ihn dann reden läßt, ausreden läßt, so behäbig er mag, auspoltern, wenn's sein muß. Wenn er das nicht täte, wäre es vielleicht schlimmer.

Zuhören können um des Gleichklangs willen, um des lieben Friedens willen, um der Erleichterung willen, die dem anderen die-

Das Martyrium der „Insel der Heiligen“

IV. Der Raub und Mißbrauch des katholischen Kirchengutes.

Als König Heinrich VIII. von England Mitte des 16. Jahrhunderts Irland wiedererobert hatte, bestanden dort neben den gut dotierten Bistümern und Pfarreien über 500 Klöster, die in dem 400-jährigen Kampf zwischen England und Irland seit König Heinrich II. fast allein die Stille Heimstätte von Wissenschaft und Kunst gewesen waren. Die irischen Mönche galten ja von altersher nicht allein als fromme, sondern auch als gelehrte und kunstsinige Männer. Von Irland ist eine große Anzahl von Glaubensboten in die europäischen Länder gegangen. Und während des Mittelalters zogen von allen Seiten junge Leute nach Irland, um sich an den Quellen irischer Weisheit zu laben. Die Kunstschätze der irischen Klöster, die in tausendjährigem Fleiß geschaffen wurden und von denen Bruchstücke noch heute in den Museen und in Privatbesitz vorhanden sind, waren von erlesener Kostbarkeit und Kultur.

König Heinrich VIII. hob mit einem Federstrich die gesamten irischen Klöster auf, schenkte sie seinen Günstlingen, Offizieren und den wenigen irischen Apostaten. Die neuen Herren machten möglichst schnell alles aus ihrem neuen Besitz zu Geld. Sie „verkauften sogar“, wie ein englischer Bericht aus jener Zeit besagt, „die Dächer und Glocken der Klöster, sodaß nicht eines übrigblieb vom Norden bis zum Süden, welches nicht zerstört und ausgeraubt wurde.“ Die Kirchen und Kathedralen Irlands überwies Königin Elisabeth der englischen Staatskirche, die in Irland eine großartig ausgebauten Hierarchie errichtete. So besaß sie dort alles, nur keine Gläubigen.

Ueber die Haltung der anglikanischen Geistlichen, die nichts zu tun hatten, als ihre Einkünfte einzuziehen und zu verzehren, ist das Urteil der Geschichtsschreiber jener Tage, auch der englischen, so hart, daß es hier nicht wiedergegeben werden kann. Der berühmte englische Geschichtsschreiber des 19. Jahrhunderts, Macaulay, sagt dazu: „Die englischen Eroberer vernachlässigten (in Irland) jedes legitime Bekehrungsmittel. Niemand kümmerte sich darum, Lehrer, die fähig gewesen wären, sich verständlich zu machen, der überwundenen Nation zu schicken. Nicht einmal eine Uebersetzung der Bibel in die gälische (irische) Sprache wurde veranstaltet. Die Regierung begnügte sich damit, eine weilkäufige Hierarchie von Erzbischöfen, Bischöfen und Rektoren einzusetzen, die nichts taten und für ihr Nichtstun aus dem geplünderten Gute einer von der Masse des Volkes geliebten und verehrten Kirche bezahlt wurden.“ Für diese ihm feindselig gestimmte Hierarchie bezahlte der katholische Ire auch noch den Zehnten, den er in der vorangegangenen Zeit nicht gezahlt hatte.

Wie hoch die Einkünfte der anglikanischen Würdenträger waren, dafür nur einige Beispiele: Der Erzbischof von Armaagh bezog ein Jahres Einkommen von rund 290 000 Mark (damaligen Wertes!), der Bischof von Derry ein Einkommen von 245 000 Mark, und der „ärmste“ Bischof in Irland, der von Cashel, ein Einkommen von 125 000 Mark. Der Landbesitz der englischen Staatskirche in Irland belief sich auf 670 000 Acres. Trotzdem hatte diese Kirche mit ihren ungeheuerlichen Besitztümern und Einkünften kein Geld, um Kirchen und Pfarrhäuser aus eigenen Mitteln zu erbauen. Dafür trat der Staat ein, und dessen Einkünfte in Irland bestanden aus den Steuererträgen der bettelarmen katholischen Iren. Zwischen 1791 und 1826 sind in Irland allein eine Million Pfund (= 20 Millionen Mark) Staatsmittel für völlig überflüssige Kirchen- und Pfarrhausbauten

jes Aussprechen gewährt — ist das nicht ein gut Teil christlicher Liebe? Dieses bereitwillige Zuhören voll Güte und Verstehen stellt die Ehe auf sicheren Grund, hütet die Eintracht und hält die Familie zusammen. Es ist wie ein ewiges Licht, an dem die Liebe sich täglich neu entzündet und in dessen wärmendem Schein die Kinder aufblühen in Dankbarkeit und Frieden.

Oft wird das Lichtlein des guten Zuhörens seine Strahlen über den engen Kreis der Familiengemeinschaft hinausstrahlen müssen. Freunde und Fremde tragen uns ihr Erleben zu, meist ohne daß wir danach verlangen. Kann sein, daß wir es als Belastung empfinden; aber es abzuschütteln, sofern es aus Vertrauen und Zuneigung kommt, wäre verfehlt. Wieviel Möglichkeiten zum Helfen würden wir uns da entgehen lassen! Ein offenes Ohr und ein gütiges Herz hat schon manches Menschenleid gemildert, manchen Ueberschwang gedämmt, manche Leidenschaft gebrochen.

Freilich muß man sich selbst zurückstellen dabei, den anderen so sprechen lassen, wie es ihm ums Herz ist. Nur wenn man abwartend und still zuhört, sieht man in die Menschenseelen hinein und findet die rechte Art zu helfen.

Wie oft hat so ein williges Zuhören den Erregten das rechte Maß finden lassen, Verzweifelte aufgerichtet, Zagende ermutigt, Kranke getröstet, Gegner versöhnen helfen! Denn beim „Zuhören“ verlegen wir ganz natürlich den Schwerpunkt in die Seele des anderen, gehen über eine kleine Lust „auch reden zu wollen“ den geraden Weg echter Nächstenliebe, indem wir, aufmerksam lauschend, Mißverständnisse von vornherein ausschalten und so manchen Streit verhüten helfen.

Wer selbst einmal die Wohlthat des Sich-Aussprechens ersehnt und erlebt hat, weiß aus Erfahrung, wie erleichtert man nach einer solchen Aussprache ist, wenn — der Mitmensch gut zugehört hat. Denken wir nur an die Aussprache, die wir im religiösen Leben haben, an die hl. Beichte! Welche Erleichterung für unsere Seele, aber welche Aufgabe für den Priester!

Eine hohe Aufgabe, ein Stück vom königlichen Priestertum ist das Zuhören fürwahr auch für uns Frauen, die wir berufen sind zu helfen und zu versöhnen, zu raten und zu trösten. In dem Maße, wie wir diese Aufgabe erfüllen, wächst um uns Vertrauen und Dankbarkeit, Frohsinn und Friede.

G. Voigt.

ausgegeben worden. Geradezu grotesk ist der Unterschied zwischen der Zahl der Pfarreien und der Pfarrhäuser. 1791 gab es in Irland 2436 anglikanische Pfarreien, aber nur 355 Pfarrhäuser; 1826 war die Zahl der Pfarreien dieselbe geblieben, und die Zahl der Pfarrhäuser hatte sich mit staatlicher Hilfe auf 771 vermehrt. Die Geistlichen der englischen Staatskirche lebten einfach nicht in ihren Pfarreien, sondern verzehrten ihre Einkünfte daheim in England. Sie waren an sich in ihren Pfarreien auch überflüssig. Gab es doch mehr als eine Diözese in Irland, die einen riesigen Apparat von anglikanischer Hierarchie, aber nur 1—2 Prozent anglikanische Gläubige zählte. Eine Zusammenstellung aus dem 18. Jahrhundert stellt fest, daß es in Irland 198 Pfarreien gab, die wohl einen anglikanischen Pfarrer, aber nicht einen einzigen anglikanischen Gläubigen hatten.

Bei diesem Mangel an jeglicher geistlichen Betätigung hatten die anglikanischen Geistlichen um so mehr Zeit, von ihren Pächtern die Rente und von den katholischen Iren den Zehnten einzutreiben. Aber auch hierzu hatten viele der Geistlichen keine Neigung. „Wie der im Ausland lebende Landlord“, sagt der protestantische englische Historiker Froude, „seinen Agenten hatte, so der im Ausland lebende Pfründenbesitzer seinen Zehntfarmer oder Zehntpächter — von all den Raubvögeln, welche am Leichnam des irischen Bauernstandes zehren, vielleicht der verworfenste und gemeinste. . . Er verlangte von den Bauern sein volles Pfund Fleisch. Sein Geschäft war gefährlich, und deswegen verlangte er gute Bezahlung. Sein Auftraggeber empfing vielleicht die Hälfte von dem, was er einnahm. Er schor die Schafe und die Hirten. Der Zehntpächter dient dem Geistlichen, um von den Kirchspielbewohnern dasjenige einzutreiben, was er selber zu fordern sich schämen würde, und um den ihm obliegenden Aufgaben sich entziehen zu können. Erpressung ist das Geschäft des Zehntpächters. Er ist ein Wolf, den der Hirte zurückgelassen hat, um in seiner Abwesenheit die Schafe zu hüten.“ Dieser Zustand dauerte in unverminderter Härte bis ins Jahr 1869. Und man darf dabei nicht vergessen, daß die anglikanische Kirche in jeder Hinsicht eine Einrichtung des englischen Staates, also der Regierung und des Parlamentes, war. Die fürchterlichen Zustände in der irischen Staatskirche also fallen voll und ganz dem englischen Volke zur Last.

Solange die anglikanische Kirche in Irland im Besitze ihres Reichthums war, hat sie nicht allein das Seelenheil der Iren vernachlässigt, sie hat auch nichts getan, um das leibliche und geistige Wohl des Volkes zu fördern. Die Sporteln über alles! Das schien ihre Parole zu sein. Daher verordnete der Staat, daß auch in Irland nur vor einem anglikanischen Geistlichen geschlossene Ehen vor dem Gesetz als gültig zu gelten hätten. Irische Eheleute, die sich lediglich katholisch trauen ließen, riskierten also, daß ihre Kinder als Banterkte behandelt wurden, in jener Zeit ein bedenkliches Schicksal. Katholische irische Lehrer wurden verbannt, ihre Wiederkehr hatte Verschickung nach Westindien zur Folge. Kein Ire durfte seine Kinder ins Ausland auf eine Schule schicken. Aber erst 1730 sah man sich veranlaßt, Staatschulen einzurichten, die natürlich anglikanische Schulen waren. Aber obwohl man den Kindern beim Besuch der anglikanischen Schule Brot und Kleidung versprach, vermochte man in ganz Irland kaum 150 Kinder in diese Schulen zu lösen. Sie gingen auch nach und nach ein. Zuletzt müssen die Zustände darin allerdings gerade fürchterlich gewesen sein. Der schon erwähnte Froude erzählt über die irische Haltung gegenüber diesen Schulen: „Mit demselben unerschütterlichen Mut und nie verzagenden Eifer, mit dem die Iren die Zahl ihrer Priester erhalten und vervielfacht hatten, gründeten sie auch öffentliche Schulen an Orten, wie Killarney, wo das Gesetz ein toter Buchstabe blieb. In den mehr zugänglichen Grasschaften, wo offener Trotz gefährlich war, bildeten sich heimliche Schulen in irgendeiner alten Ruine, selbst in einem trockenen Graben an der Landstraße. Mitten in ihrer Armut lernten dort Buben in Lumpen englisch und die Anfanagründe der Arithmetik; selbst mit dem Studium des Ovid und Virgil beschäftigten sie sich.“ Das Los der „Sekundenschullehrer“, wenn sie erwählt wurden, war allerdings Westindien. Erst im 19. Jahrhundert änderte sich die Schulgesetzgebung in Irland, ohne allerdings den Anglikanern noch den Iren gerecht zu werden.

Kirchensteuer 1940.

Zur Vereinfachung und Erleichterung der Kirchensteuer 1940 hat der Reichskirchenminister durch Erlass von vornherein alle Kirchensteuerbeschlüsse staatlich genehmigt, wenn die Kirchensteuersätze die gleichen sind wie im Vorjahr. Auf die gleiche Weise werden die Umlagen der übergeordneten kirchlichen Verbände vereinfacht. Die Kirchensteuern der Gemeinden werden sich im allgemeinen also nicht ändern.

Besondere Vollmachten bei Luftangriffen.

Der Hl. Vater hat für die Kriegsdauer bei Luftangriffen auf offene Orte den Priestern absolute Absolutionsvollmachten gegeben, wie sie für Menschen in Todesgefahr gültig sind. Außerdem ist gestattet (etwa bei Luftangriffen während des Gottesdienstes) nach Erreckung der Reue die Losprechung in einer allgemeinen Form zu erteilen und die Gläubigen wie bei der Wegzehrung zur hl. Kommunion zuzulassen. Die Gläubigen sind natürlich zu mahnen, daß die Losprechung nichts nützt, wenn sie nicht echte Reue und Bußgeiß zeigen. Es bleibt ihnen auch die Verpflichtung, später bei gebotener Gelegenheit eine vollständige Beichte abzulegen. Der Papst hat ferner gestattet, daß bei Luftangriffen der Apostolische Segen mit vollkommenem Abklat den Anwesenden erteilt werden kann.

Pfarramtliche Nachrichten

aus Elbing, Tolkemit und Umgege

Von St. Nikolai

Die Sterbeglocke von St. Nikolai hat in dieser Zeit recht oft geläutet. Wir hatten noch niemals soviel Sterbefälle wie in diesem Monat. Es waren manche darunter, die sich schon lange zur letzten Reise gerüstet hatten, zu anderen kam der Tod ganz unerwartet. Niemand ist sicher vor dem Schnitter Tod, nicht das Kind, nicht blühende Jugend, nicht der kraftvolle Mann.

Wohl dem, der in seinem Leben den Himmelfahrtstag nicht vergißt! Der das Ende bedenkt, das einmal kommen muß, das sich einmal auch mit aller Kunst der Ärzte nicht hinauschieben läßt.

Wohl dem, der gerüstet ist jederzeit! Es tut einem wohl, wenn man am Grabe sagen kann: „In diesem Toten war ein Streben nach Gottverbundenheit. Er hat sich redlich bemüht, die Hand Gottes festzuhalten. Glaube und Liebe waren seine Lebensgefährten.“ Wenn man das sagen kann, dann wird das Dunkel des Grabes hell bis in den letzten Winkel. Dann gehen die Menschen getrost und froh vom Friedhof heim. Sie lassen ja keinen einsamen und verlorenen Toten zurück, sie haben nur einem das Geleit gegeben bis zur Schwelle des Vaterhauses.

Jeder frische Grabhügel ist eine Kanzel für die Predigt des Himmelfahrtstages. Jedes Begräbnis ist eine Predigt, die stärkeren Glauben an den Himmelfahrtstag fordert. Ohne diesen Tag wären die Friedhöfe nur Stätten des Grauens. Erst die Sonne dieses Tages verwandelt den Acker des Todes in einen Garten des Lebens.

Wenn Christus lebt in einem Menschen, dann wird das Sterben immer ein Gewinn. Dann ist immer das Ziel des Lebens erreicht. Dann kann durch den Tod niemals das Leben anderer Menschen zerstört oder sinnlos werden. Menschen des Glaubens gewinnen durch den Tod eines Angehörigen stärkeren Lebensantrieb. Aus dem Grabe ruft das Leben, das der Tote gewonnen hat. Es ruft den Glauben und die Liebe. Wer diese Ruf hört, dem leuchtet die Sonne des Himmelfahrtstages auf allen Wegen.

Wer dem Heiland aus dem Wege geht, der kann Angst haben vor dem Sterben. Am Grabe eines Menschen, der Christus abgelehnt hat, wird alles Reden nur Menschenwort bleiben, verflingender und verwehender Schall. Da behält der Tod das letzte Wort. Am Grabe eines gläubigen Christen aber spricht Christus das letzte Wort, das Wort vom guten und getreuen Knecht, der in die Freude seines Herrn eingehen soll.

Das sind Gedanken für die Himmelfahrtswoche. In dieser Woche betet die Kirche täglich die Litanei zum Heiligen Geist. Wer nicht gerne zum Heiligen Geist betet, der verliert leicht den Himmelfahrtstag aus dem Auge, der verfällt dem Geist der Welt. Ohne den Geist der Wahrheit und der Kraft werden wir zu leicht eine Beute des Irrtums und der Schwäche. Wir vergessen das Sterben und verlieren dabei das Leben. Wir wollen das Leben gewinnen und geraten in den Tod. Wir brauchen täglich das Gebet um Klarheit und Kraft, damit die Sonne des Himmelfahrtstages nicht verschwindet hinter den Wolken, damit wir unseren Weg gehen können tapfer und treu.

An den drei Tagen vor Himmelfahrt mahnt uns die Kirche zum Gebet. Wer das Ziel seines Lebens erreichen will, der darf das Gebet nicht vergessen, das Gebet um den Geist der Wahrheit und Kraft. Wenn wir aber täglich darum beten, dann wollen wir in Freuden unsern Weg weiterwandern, in der Sonne des Himmelfahrtstages.

St. Nikolai

Sonntag, 5. Mai (S. in der Oktav v. Himmelfahrt): Hl. M 6, 7, 8 u. 9 Hl. M m. kurzer Pr., 10 H m. Auslegung u. Projektion, Pr (Apl. Steinhauer), 18 Maiandacht.

Wochentags: Hl. M 6,15, 7 u. 8. Dienstag 6 GM f. d. Jugend.

Novene zum Hl. Geist: jeden Tag nach der 7-Uhr-M.

Beichtgelegenheit: Sonnabend von 16 und 20, Sonntag von 6 früh an; an den Wochentagen nach den ersten beiden Hl. M.

Wohndienst: Apl. Zimmermann.

Kollekte für die Kirche.

Maiandacht: Dienstag 20, Donnerstag 17, Sonnabend 20.

Pfingstsonnabend (Vigil): Taufwasserweihe wie am Karfreitag. Beginn 5,30. Wir laden alle, besonders die Jugend, zur Teilnahme ein. Zu Beginn sitzen alle in den Bänken im Mittelgang. Projektion mit Allerheiligenslitanei: Kreuz, männl. Teilnehmer, Priester, weibl. Teilnehmerinnen. Alle singen mit.

Kinderseelsorgstunden: planmäßig bis zum Beginn der Ferien.

Jugend: Wir weisen jetzt schon auf die große „Glaubensfeier kath. Jugend“ am Dreifaltigkeitssonntag, abends 20, hin. Keiner darf fehlen! Der religiöse Monatsvortrag wird in diese Feier verlegt. Die Laienhelfer und -helferinnen versammeln sich am Donnerstag vor Pfingsten, also am 9. Mai, abends 20 (nicht 20,15) im Goldenen Löwen (unten) zur Vorbereitung der Feier und Entgegennahme der besonderen Einladungen.

Glaubenschule der männlichen Jugend: Dienstag, 7. Mai, für die Jungmänner; Freitag, 10. Mai, für die Jungen von 14—17 Jahren. Beginn um 19,30 im Jugendheim der Kaplanei.

Laienhelfer der männlichen Jugend: Donnerstag, 9. Mai, ist um 19,30 Versammlung der Laienhelfer der männlichen Jugend (Gold. Löwe, oben). Die Glaubensfeier kath. Jugend soll dann vorbereitet werden.

Pfarrbücherei: Bücherausgabe jeden Montag von 18—19 Uhr, jeden Donnerstag nach der Maiandacht bis 19 Uhr.

Stichtag: Pfingstmontag ist um 10 Gottesdienst in der Schule. Vorher Beichtgelegenheit.

Taufen: Brigitte Elisabeth Miethke, Peter Paul Gundlach, Hanselore Schön.

Trauerungen: Schirmmeister Heinrich Kossack, Elbing und Agnes Maria Hoppe, Elbing.

St. Adalbert

5. Mai (Sonntag i. d. Oktav v. Himmelfahrt): 6 Frühm., 7,30 Gemeinschaftskommunion aller Männer, 9 SchM., 10 H m. Pr., 15 Maiandacht, Kollekte für unsere Kirche.

Beichte: Sonnabend 16,30 u. 19,30, Sonntag ab 6.

Vom 6. bis 9. Mai einschl. ist nur eine Hl. M um 6,30.

Bis Pfingsten ist jeden Morgen nach der 1. Hl. M Andacht zum heiligen Geist.

Freitag, 8. Mai: 6,30 Stillm. m. Andacht z. Hl. Geist, 7,15 Betung, in der wir für unsere Soldaten beten wollen. Der Besuch der Soldatenmesse hat etwas nachgelassen. Das ist nicht recht. Mit eben der Selbstverständlichkeit, mit der wir an das Feldpostpäckchen denken, wollen wir auch an diese Messe denken. Jede Soldatenmutter wird darum in Zukunft dabei sein. Was wir anfangen, wollen wir auch ganz durchführen.

Maiandacht: Dienstag und Donnerstag um 19,30.

In dieser Woche ist kein **Vertiefungsunterricht** und keine **Glaubenschule**. Am Freitag ist um 20 in der Kirche religiöser Vortrag für alle jungen Christen der Gemeinde. Wir fangen pünktlich an, da wir vor 21 fertig sein müssen. Thema: „Die Hl. Beichte“.

Kommunionunterricht: Freitag um 15 Uhr. Nur noch wenige Wochen trennen uns von der Erstkommunion. Wir bitten darum die Eltern um besondere Gewissenhaftigkeit in der Vorbereitung ihrer Kinder.

Nächsten Sonntag ist das hhl. Pfingstfest. Wir denken an die Beichtzeiten am Samstag. An Pfingsten ist die letzte Gelegenheit zur Erfüllung der Osterpflicht. Wir rufen alle Säumigen!

Das Hl. Sakrament der **Taufe** haben empfangen: Manfred Pfehr, Inge Knebel, Monika Lindner, Eberhard Schulz.

Tolkemit / St. Jakobus

Tolkemit, St. Jakobus, Sonntag, 5. Mai: 6,30 Frühm. m. gem. Kom. d. Männer; 8 SchM.; 9,30 H m. Pr.; 14,30 Taufen; 15 Rosenkr. u. B.

Taufen: Edeltraut Elisabeth Schmidt, Tolkemit; Herta Maria Klatt, Tolkemit; Elisabeth Froese, Tolkemit.

Aufgebot: Gefreiter Alfred Jander — Luzia Laws, Tolkemit.

Beerdigungen: Theresie Rehberg, 62 J. alt, aus Tolkemit; Theresia Zimmermann geb. Werner, 75 J. alt, aus Conradswalde; Waldarbeiter Augustin Semnet, 53 J. alt, aus Tolkemit.

Der Glaube der Mutter

In einem Nachruf, den der Freiburger Theologieprofessor Krebs dem verstorbenen Geschichtsprofessor Finkbeiner widmete, wurde eine Aeußerung erwähnt, mit der der aus einer kinderreichen westfälischen Bauernfamilie stammende Gelehrte seine Glaubensstreue erklärte: „Das danke ich dem unauslöschlichen Eindruck, den ich von der religiösen Gestalt meiner Mutter empfangen habe. Sie lebte aus und mit der Kirche. Wenn sie mit mir und den Geschwistern am Freitagnachmittag auf dem Felde arbeitete und die Turmuhr vom Dorfe drei Uhr schlug, dann legte sie das Werkzeug weg und sagte: „Kinder, kniet nieder und betet. Jetzt ist der Heiland am Kreuze gestorben“. Der göttlichen Macht, die aus einer armen Frau, die über keine weltliche Bildung verfügte, eine geistige Gestalt wie die meiner Mutter formte, der konnte ich mich mit ganzem Vertrauen überlassen. Nur darum habe ich mich nie dieser Macht entzogen“

Aus dem Reich der Kirche Christi

Fast 400 000 deutschsprachige Katholiken in Ungarn

Nach der amtlichen Volkszählung von 1930 gibt es in Ungarn 392 235 deutschsprachige Katholiken, in Wirklichkeit dürfte sich ihre Zahl auf rund 550 000 erhöhen. Hierzu kommen etwa 20 000 in der angegliederten Karpatho-Ukraine und einige Tausend in den Dörfern auf der Insel Schütt südlich von Preßburg. In Budapest zählt man 1550 katholische Reichsdeutsche und rund 40 000 katholische Volksdeutsche. 300 Schüler in der reichsdeutschen Schule zu Budapest empfangen deutschen Religionsunterricht. Die kirchliche Lage der Volksdeutschen auf dem Lande ist weniger erfreulich. In 346 Gemeinden von insgesamt 1610 Pfarreien wohnen katholische Deutsche. Von diesen sind 169 deutsche Mehrheitsgemeinden und 177 mit beachtlicher deutscher Minderheit. In 119 Gemeinden wird auf die deutsche Muttersprache der Pfarrglieder keine Rücksicht genommen. Nach dem Schematismus von 1937/38 ist in 25 Gemeinden Deutsch ausschließliche Kirchensprache, in 119 Deutsch und Magyarisch, in 83 Magyarisch und Deutsch, in 119 nur Magyarisch.

Die letzten Laute der verklungenen Muttersprache.

In der Mitte des 14. Jahrhunderts ließen sich, wie „Die Getreuen“ erzählen, in der Umgebung von Lantut, weit entfernt vom geschlossenen deutschen Siedlungsgebiet, Schlesier nieder. Die zahlreichen Dörfer waren seit Jahrhunderten völlig polonisiert. Nur in der polnischen Bezeichnung „Waldddeutsch“ hatte sich die Erinnerung an die alten deutschen Siedler erhalten. Auf der Suche nach Volksliedern fand Dechant Siarczynski in Markowa (Markenhau) noch einen Greis, der ihm Bruchstücke von Liedern deutsch und polnisch mitteilen konnte. In zähem Festhalten an einer Uebersetzung, deren Herkunft und Bedeutung ihnen kaum mehr bewußt gewesen sein mag, langen die polonisierten deutschen Bauern zu Weihnachten und Ostern ihre Vieder in einem schon ganz verderbten Deutsch. Nach der Auferstehungsfeier begrüßten sie sich mit den Worten „Krist is auferst(anda)“ — Christus ist auferstanden. Die letzten Laute der verklungenen Muttersprache eines im Polentum verfunkenen deutschen Volkspalters waren ein Gruß an unseren Herrgott.

Der verstorbene russlanddeutsche Bischof Reßler erzählt von zwei deutschen katholischen Siedlungen, die hoch im Norden fern von den übrigen deutschen Siedlungen an der Wolga lagen. Diese unglücklichen Deutschen verloren ihre Muttersprache, da sie keinen deutschen Lehrer und Seelsorger hatten. Aber sie waren nicht zu bewegen, in russischer Sprache zu beten. Sie beteten und sangen aus ihren alten deutschen Gebet- und Gesangbüchern, ohne die Worte zu verstehen. Die Laute, die sie hervorbrachten, waren dem Deutschen nicht mehr ähnlich und nur noch ein unverständliches Rauderwelsch. Diese Bauern glaubten, das Heilige zu verschütten, wenn sie das Gebet der deutschen Worte zerbrachen. Wie Gralswächter hüteten sie das Geheimnis zwischen Religion und Muttersprache und wurden dessen lebendige und erschütternde Zeugen.

P. Damian Kreichgauer f. Im Alter von 81 Jahren starb zu Mödling bei Wien der Physiker und Geograph P. Damian Kreichgauer S.B. Vor seinem Ordenseintritt war er an wissenschaftlichen Instituten im Ausland und in Deutschland tätig. Sechs Jahre arbeitete er an der Physikalisch-Technischen Reichsanstalt in Charlottenburg. Als erster Assistent des großen Physikers von Helmholtz verließ er die Welt, um im Ordensstande weiterhin seiner Wissenschaft treu zu bleiben. Fast zwei Generationen von Stepler Missionaren erteilte er Geographieunterricht und gab mehrere bedeutende geographische bzw. physikalische Werke heraus. Als Priester zeichnete ihn große Demut und Bescheidenheit aus.

Der Vatikanstaat hat, wie die „Frankfurter Zeitung“ mitteilte, für seine Einwohner die Lebensmittelrationierung eingeführt. Die Haushalte müssen ihren Bedarf anmelden und werden von den Magazinen aus unmittelbar beliefert.

Bücherschau

Der christliche Osten. Geist und Gestalt. Herausgegeben von Julius Tycia, Georg Wunderle und Peter Werhun. 416 Seiten. Verlag Friedrich Pustet, Regensburg. 1939. Geb. RM 9,80, kart. RM 8,50.

Es handelt sich um ein Sammelwerk immer noch mäßigen Umfangs; dabei aber um ein Buch, das das ungeheure Material über Geist und Gestalt des Ostchristentums erstmalig übersichtlich zusammenfaßt und einem weiteren Leserkreis darbietet. Allerdings stellt das Buch an den nicht zünftig theologisch vorgebildeten Leser doch erhebliche geistige Anforderungen. Hat man sich die Terminologie, aber erst einmal angeeignet, dann ließt sich das Buch auch für den Laien höchst fesselnd. Erfreulicherweise hat man das wissenschaftliche Handwerkszeug sich nicht allzusehr in den Vordergrund drängen lassen. So sind alle Voraussetzungen gegeben, das Ziel des Buches, Verständnis im Abendland für das Christentum des Morgenlandes und des übrigen Ostens zu wecken, zu erreichen. Die Mitarbeiter der drei Herausgeber entstammen z. T. der abendländischen, z. T. der östlichen Kirche. Ihre Sorgfalt in der Darstellung der einzelnen Materien wird von genauen Kennern des Ostchristentums und vor allem von Ostchristen sehr gerühmt. Nicht weniger rühmend ist der versöhnliche Geist, der dem Buche eignet. Nur die Liebe und das Gebet sind dazu angehtan, die unelgige tausendjährige Spaltung der Kirche durch Gottes Gnade wieder zu beseitigen. Voraussetzung für die Liebe ist das Wissen um die Wahrheit. Die Wahrheit aber ist, daß die Spaltung nicht lediglich eine Schuld der östlichen Kirche gewesen ist. Wir im Westen dürfen uns für unsere Vorfahren ruhig auch an die Brust schlagen und peccati sagen. Und das Wissen um die Ostkirche enthüllt uns die gewaltigen Schätze an Weisheit und Frömmigkeit, an liturgischer Schönheit und sakraler Mannigfaltigkeit, die dort auch heute noch vorhanden sind. Die Rückkehr zur Einheit würde eine unermessliche Bereicherung der katholischen Kirche an religiösen Werten und Kräften bedeuten.

Edmund Albers.

Der letzte deutsche Papst Adrian VI. 1522—1523. Von Elise Hock. Mit 7 Tafeln. 178 Seiten. Freiburg i. Br. 1939. Geb. RM 4,50.

Das Buch wendet sich an den historisch Interessierten. Ihm tun sich weite Horizonte auf, und vom Sachlichen wie vom ausgezeichneten Darstellungsweise her findet er rasch den Zugang zu diesem Buch und zu dem Leben, das es darstellt. In der Kürze des Pontifikats Adrians liegt seine Tragik. Der Deutsche — genauer gesagt, der Niederländer — fand sich zwar unerwartet seiner schweren Aufgabe gegenüber, aber unvorberichtet trat er nicht an sie heran. Er geht über ein gut fundiertes Wissen, er hatte diplomatisches Geschick und als Statthalter Karls V. in Spanien langjährige Erfahrungen. Schließlich verband ihn mit diesem Kaiser eine echte Freundschaft, ein Moment jedenfalls, das seine Autorität zu stützen vermochte. Aber die Regierungsdauer von nur einem Jahr konnte nicht ausreichen, die Schäden zu heilen, für die eine verweltlichte Kurie und nicht zuletzt der Vorgänger auf dem päpstlichen Stuhl die Verantwortung trugen. Er konnte den Widerstand nicht brechen, der sich seinen Reformen entgegenstellte. Das eigentümliche Verhältnis zwischen Karl V. und Adrian gibt der Verfasserin Gelegenheit, auch die Gestalt des großen Habsburgers in scharfer Beleuchtung plastisch herauszustellen.

Elise Saalmann.

Verantwortl. für die Schriftleitung: Direktor Schläpfer, Braunsberg, Nodelshöferstr. 15. Verlags- und Anzeigenleitung Direktor Aug. Scharnowski, Braunsberg. Verlag: Caritasverband für die Diözese Ermland e. V., 2. Kirchenstr. 2. Druck: Nova Zeitungsverlag G. m. b. H., Braunsberg. Zur Zeit gilt Preisliste 2. Anzeigenannahme bei der Geschäftsstelle des Ermländischen Kirchenblatts, Braunsberg, Langgasse 22. Postcheckkonto: Königsberg (Pr) 17340. Verlag des Ermländischen Kirchenblatts Braunsberg.

Bezugspreis: durch das Pfarramt monatl. 35 Pfg., Einzelnummer 10 Pfg. Bei Postbezug vierteljährlich 1,- Mk., mit Bestellgeld 1,18 Mk.

Insertatskosten: die 8 mal gespaltene Millimeterzeile 9 Pfg. in Insertatenfell. — Schluß der Anzeigenannahme Montag.

Westpr. Erbhofbauer, 35 J. alt, 1,76 gr., gute Erschein., sucht ein nett., lieb. fth. wirtschaftl. Mädel mit etwas Vermögen **zw. späterer Heirat** kennenzul. Bildzuschr. u. Nr. 186 an d. Erml. Kirchenbl. Brsbg. erbeten.

Da es mir an passend. Damenbekauntschaft fehlt, suche ich auf dies. Wege ein gut ausseh. kathal. Mädel, welches Inter. t. größer. Bandwirtschaft hat, **zwecks Heirat** kennenzul. Damen b. zu 35 Jahr. woll. ernstgem. Zuschr. m. Bild u. Nr. 195 an d. Erml. Kirchenbl. senden.

Die Lichtbilder sind auf der Rückseite mit der vollen Anschrift zu versehen.

Hausangestellte, kath., 27 J. alt, mittelgr., dunkel, 1200 M Vermg. u. volle Wäscheausst., wünscht ein. katholisch **zwecks Heirat** Herrn kennenzul. Handw. bevorzugt. Zuschr. m. Bild u. Nr. 196 an das Erml. Kirchenblatt Braunsberg erbeten.

Bauerntochter, 29 Jahr. alt, kath., mittelgr., gut. Ausseh., mit guter Wäscheausst. u. etw. Vermög., w. einen kathol. **baldirger Heirat** kennenzul. Handw., kl. Beamnt. od. Wehrmachtsangeh. v. Alt. v. 24-30 J. angen. Bildzuschr. u. Nr. 198 an das Erml. Kirchenbl. Brsbg. erbeten.

Die Lichtbilder sind sofort zurückzusenden. Bitte Rückporto beilegen.

Ich suche zum 1. Juni od. später eine kinderliebe katholische **Jungwirtin od. Stütze** für Haus u. Garten ohne Geflüg. m. Familienanschl. Lebenslauf u. Gehaltsanp. an Gertrud Waschetta, Schwirasteln/Grammen

Ich suche z. 15. 5. od. später für Berlin eine zuverl. kinderlieb. fth. **Hausgehilfin** mit Kochkennnt. erf. in jed. Hausarbeit, nicht u. 20 J. Weibg. m. Zeugnisabschr. u. Gehaltsanp. an Studienrat Kühn, Röbel

Fräulein, im reiferen Alter, **sucht leichtes Betätigungsfeld** im katholisch. Haushalt mit Kind. Zuschr. erb. ich u. Nr. 197 an das Erml. Kirchenblatt Braunsberg.

Von gleich kinderlieb. zuverl. kath. **Hausgehilfin** n. Königsberg Pr. f. kl. Haushalt u. zu 3 Kindern gesucht. Bewerb. m. Gehaltsanp., Zeugnisabschr. und Lichtbild erbittet Frau Ruth Callix, Königsberg Pr., Claasstr. 1a I.

Inter. selbständ., kinderliebe kath. **Wirtin**, die pers. im Kochen ist und alle Hausarbeit verricht., **sucht Stellung.** Bevorz. kl. Haushalt, ohne Mädchen. Gute langjähr. Empfehlg. Zuschr. u. Nr. 200 an d. Erml. Kirchenblatt.

Zuverlässige, kinderliebe katholische **Hausgehilfin** für kleineren Haushalt in Braunsberg ab sofort od. 15. Mai gesucht. Bewerb. m. Zeugnisabschr. unt. Nr. 199 an das Ermländische Kirchenblatt Braunsberg erbeten.